

22. Jahrgang.

[illegible]



* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 85.

Freitag, den 12. April 1907.

22. Jahrgang.

Martinas Hochzeit.

Roman von Konstantin Harro.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Martina hatte nicht mehr Zeit, ihrem Vater zu antworten. Sie stieg schon hinter ihm die Stufen empor, und sie befand sich im nächsten Augenblicke dem Vetter Hans Eugens gegenüber. Er begrüßte sie zuvorkommend. Sie wußte sich seiner kaum zu erinnern. Sie hatte zum letztenmale vor halb zwei Jahren ein paar Worte mit ihm gesprochen. Er war damals zur Jagd in Pfung gewesen. Seine schwächliche Gestalt, sein schmales, blaßes Gesicht hatten auf sie einen krankhaften Eindruck gemacht. Sie verstand auch jetzt nicht recht, warum die Eltern es als eine große Auszeichnung empfanden, daß der Majorats-herr sich bei ihnen niedergelassen.

„Ist sie nicht gewachsen, unsere Kleine?“ fragte die Baronin lächelnd ihren Gast.

„Ich bin in der Tat überrascht, antwortete Konrad von Sterzenthal. „Die Baroness stand ganz anders in meiner Erinnerung. Ja, zwei Jahre tun viel in der Maienzeit des Lebens! Wie glücklich können sie doch sein, gnädigste Frau.“

„Ich bin es auch!“ sagte sie stolz. „Hier meine Julie ist ein gutes, vielleicht zu bescheidenes Mädchen. Ich wüßte nicht, wie ich ohne sie in Pfung fertig werden sollte; sie führt die Hauswirtschaft perfekt. Martina ist noch ein bißchen Wildling. Nun, da wird ihr zukünftiger Gatte der beste Erzieher sein. . . . Meinen Sohn Edwin aber habe ich jetzt in die strenge Zucht eines Hauslehrers getan. Er soll Offizier werden. Leider büßt er wenig Neigung zu diesem Beruf.“

„Warum lassen Sie ihn nicht selbst wählen, Frau Baronin?“

„Ach, er hat Koppen im Kopf“, klagte die Dame. „Träume von Künstlerchaft! Sein bißchen Zeichentalent darf ihn aber nicht auf Abwege führen. Ich bitte Sie, ein Baron Pfung im Malerkittel! Es wäre absurd.“

Der Majoratsherr zuckte die Achseln. „Wenn nur unter diesen Verhältnissen ein guter Soldat aus ihm wird“, meinte er zögernd. „Ich werde mir übrigens mit Ihrer gütigen Erlaubnis den Burschen einmal langen und ihm ein wenig auf den Zahn fühlen. Warum sollte nicht ein Baron Pfung ein großer Künstler sein können? Wie denken Sie hierüber, Fräulein von Pfung?“

Martina, der die Frage galt, fuhr aus tiefem Sinnen empor.

„Die Kunst ist das Höchste, das Herrlichste“, sprach sie begeistert. „Wie glücklich wäre Edwin zu preisen, dürfte er Kraft und Streben hohen Zielen zuwenden.“

„Wie, Baroness? Das ist Ihre Meinung?“

In seine Augen kam ein wärmerer Strahl.

„Martina ist achtzehn Jahre“, lächelte die Baronin. „Wir Frauen schwärmen alle in diesem Alter.“

„Ich hoffe, die Baroness bleibt ihren Idealen treu“, sprach Sterzenthal bedeutsam. „Wie wäre mein Leben armselig ohne die Kunst. Ich bin ja freilich nur ein kümperhafter Schüler der hehren Frau Musica, und dennoch möchte ich keine Stunde

missen, die ich in ihrem Dienste verbracht. — — O, wenn Sie künstlerische Interessen haben, mein gnädiges Fräulein, dann darf ich Sie schon bitten, zu mir nach Sterzenthal zu kommen. Ich bin ein eifriger Sammler gewesen. Manch schönes Werk neuerer Maler ist in meinem Besitz.“

„Ei, Ei“, drohte die Baronin. „Wenn wir Sie nun beim Wort nehmen? Wenn wir als Störenfriede in Ihre Einsamkeit dringen?“

„Es wird mir eine Ehre sein, Sie zu empfangen, Baronin!“

Wieder streifte der Blick des Majorats Herrn bewundernd Martinas biegsame Gestalt. Herr von Sterzenthal blieb beinahe eine Stunde bei den Pfungs sitzen. Er sprach lebhaft und angeregt. Ab und zu richtete er eine Frage an Martina. Sie antwortete freimütig und doch bescheiden.

Beim Abschied gab die Baronin das Versprechen, einem kleinen Feste in Sterzenthal beizuwohnen zu wollen.

Als Herr von Pfung, der seinen Gast bis zur Equipage begleitet hatte, wieder zu den Damen zurückkehrte, klopfte er Martina herb auf die Schulter und fragte gut gelaunt: „Na, ist er nicht famos, Mädel?“

Seine Frau setzte eine strenge Miene auf.

„Lieber Pfung. . .“ sagte sie mahnend.

„Ach“, meinte er, „wozu das Getue? Sage doch, Mädel, gefällt er dir?“

„Der Majorats Herr?“ sagte Martina ein wenig erstaunt. „Nun, hübsch ist er nicht. Daß er ein Sonderling ist, glaube ich gern. Wie könnte er es sonst in dem einsamen Schlosse aushalten?“

„Es scheint, er hat die Einsamkeit satt“, sprach die Baronin. „Wenn erst eine junge Frau im Schlosse einzieht. . .“

„Will er denn heiraten?“ fragte Martina naiv.

„Gewiß!“ antwortete ihre Mutter. „Frau von Sterzenthal-Boduin wird eine beneidenswerte Frau sein.“

„Er ist wohl sehr reich?“ meinte Martina neugierig.

„Ja, ja, er hat die besten Güter im Kreise und die Gruben in Oberschlesien bringen ein Heibengeld“, behauptete Pfung.

„So kann er denn ein armes Mädchen glücklich machen“, sagte die Baronin mit Aplomb. „Aber acht Mhnen muß die Erwählte aufzuweisen haben.“

„O weh!“ bedauerte Martina.

Die Eltern lachten amüsiert.

In diesem Moment traten Frau Angeschloß und Wizi zu ihren Verwandten.

Die Baronin Pfung blieb würdevoll, die Generalin behielt ihre Schwachhaftigkeit bei. Wizi zeigte sich verstimmt.

„Mein Gott, Julie“, flüsterte sie ihrer Kusine zu, „wie hältst du es nur aus, stundenlang so zu sticheln und zu sticheln! Freilich! Die Menschen hier sind des Ansehens auch nicht wert, aber dann starre ich doch noch lieber diesen Kleinstädtern in die vernünftigen Gesichter, als daß ich meinen Augen mit solcher zu-

nähen Arbeit den Wangen raube. In Hause trennst du ja doch alles wieder auf."

"O nein," entgegnete Julie. "Ich bin vollständig bei der Sache, und das kann ich auch sein, denn das Treiben im Garten interessiert mich nicht, und die Musik, die ja leichte Kost ist, geht mir auch so nicht verloren. An dich hätte ich aber gleich eine Bitte, liebe Mizi. Darf ich sie aussprechen, und willst du sie beherzigen?"

"Möglichst! Da du bittest," antwortete Mizi. "Du mir her nach auch einen Gefallen."

"Gern! Also: rufe nicht fortwährend bei den profansten Ausprüchen den Namen Gottes an, liebes Herz. Es klingt häßlich, klingt frivol und — die 10 Gebote kennst du doch."

"Auswendig?" lachte Mizi. "Ach nein! Aber wenn es dir Freude macht, kann ich mich wohl ein wenig zusammenehmen. Du bist doch ein sonderbares Tierchen, Julie. So sonderbar, daß du vielleicht zu Baron Sterzenthal-Voddin gar nicht so übel paßt. Du tue mir dann gleich den Gefallen und sage mir: Bist du außersehen, in Sterzenthal Herrscherin zu werden?"

Die Frage war ihr leise zugeflüstert worden, und, sich tiefer auf ihre Stütze lehnend, gab Julie zurüd.

"Ich? O nein! Aber Martina kennt nicht die Pläne der Eltern, und — es will mir scheinen. — Nein, nein, ich irre mich wohl! Da Sterzenthal nun ein guter und frommer Mann sein soll, so — so lege auch du bei Martina eine Lanze für ihn ein. Sie gibt viel auf dich, unsere Kleine."

"Aha!" machte Mizi mit schlaudem Augenblinzeln. "Mir scheint, die fürchtest, daß Martina dir ins Gehege kommt!"

"Mizi!" Die blauen Augen Julies ruhten ernst auf dem lachenden Gesichtchen der Ausrufe.

"Martina ist noch so jung, fuhr Julie mit leisem Beben der Stimme fort. "Ihr Lebensschifflein wird sicher dahin gleiten, wenn es in die starken Hände dieses Mannes kommt. Sie wird ihn lieben lernen, weil sie ihm viel verdanken wird."

"Als da sind: Haus und Hof, Essen und Trinken, Kleider und Schuh, frommer Gemahl, fromme Kinder, frommes Gefinde usw., um bei den zehn Geboten zu bleiben," sagte Mizi mit einigem Spott. "Nein, Julie, zureden kann ich nicht. Dazu bin ich zu ehrlich. Für mein Leben gern möchte ich nämlich selbst Konrad Sterzenthal heiraten."

"Du? Eine Bürgerliche?" fragte Julie mit aufrichtigem Erstaunen.

Mizi zuckte die Achseln.

"Das Majorat ginge ihm freilich verloren," meinte sie lässig. "Aber er ist stets ein guter Wirt gewesen und die Gruben gehören zu seinem Privatbesitz. Martina mag sich vor mir in acht nehmen. Wenn ich erst will, verdrehe ich dem Sterzenthaler Musikanten doch noch den etwas hohlen Kopf."

"Mizi!" sagte Julie sanft und bittend.

"Schah, du bist ein Engel!" rief Mizi beinahe überlaut. "Um dir nicht wehe zu tun, will ich mir die Sache noch überlegen."

Mit Eifer nahm sie sogleich an der allgemeinen Unterhaltung teil, bis es dem Dunkel Pflug endlich gelang, an ihre Seite zu kommen. Sie rückten ein bißchen vom Tische fort und lachten und plauderten ohne Aufhören.

Eine Viertelstunde später wünschte die Baronin den Wagen. "Schon, Mama?" rief Martina enttäuscht.

Sie erhielt keine Antwort, Frau von Pflug sah geärgert zu Mizi hin, die sich erhoben hatte und neben dem Baron die Treppe überschritt. Am Ende derselben befand sich eine Nebentreppe, die zu den Ställen und Remisen führte.

"Dein Mann hat meine Herie aber völlig ins Herz geschlossen," sagte die Generalin mit ausdrucksvoller Handbewegung.

"Arme Herie! Sie hat keinen Vater mehr, nur eine unglückliche, todkranke Mutter."

In Pflug stand die Abendtafel schon bereit, als der Herrschaftswagen auf der Rampe anhielt.

"Ist Edwin zurück?" fragte Julie beim Aussteigen den Diener.

"Der junge Herr und der Herr Kandidat befinden sich im Wohnzimmer," berichtete Mohaupt.

"Der Treuen," verbesserte Julie den Diener.

Er verbeugte sich, und Julie schritt sofort der Küche im Erdgeschoß zu.

Als sich die Familie später im Wohnzimmer zusammen fand, wurde die Stimmung bald eine gebrückte. Nur Martina, die ihren Platz neben Treuen hatte, sprach gelegentlich mit diesem und mit Edwin, der auf der anderen Seite des Hauslehrers saß. Edwin mußte seiner Schwester von seinem Ausflug berichten. Er tat es bereitwillig und mit Enthusiasmus. Er war ein großer, überschanker Junge mit feurigen Augen und schma-

len, zarten Händen. Ein Zug von Entschlossenheit — oder war es Eigensinn — nahm seinem blassen Gesicht das Kindliche und prägte ihm eine gewisse Schärfe auf.

Otfried Treuen hörte seinem Schüler aufmerksam zu. Er war ein auffallend hübscher Mann mit blondem, etwas lockigem Haar und braunen, schön geschnittenen Augen. In seinem Wienenspiel, in seiner Haltung prägte sich ritterlicher Anstand, zugleich aber auch große Selbstbeherrschung aus. Es schien ihn nicht zu befremden, daß Martina ihn geflüstert ins Gespräch zog. Er beantwortete ihre Fragen eingehend, aber er war auch bemüht, die Unterhaltung zu einer allgemeinen zu machen. Julie wurde ihm sogleich eine aufmerksame Zuhörerin, und sie wiederum verstand es, die Eltern ins Gespräch zu ziehen. Als man sich von der Tafel erhob, um noch im Garten zu promenieren, hatte Frau von Pflug ihren Mißmut schon völlig überwunden.

Es war ein sehr zärtlicher Gutenachtskuß, mit dem sie die jüngere Tochter später entließ.

"Meine liebes, gutes Kind," sagte sie, Martina in ihrer Umarmung festhaltend, "du wirst stets die Freude deiner Eltern bleiben, du wirst glücklich werden und wirst es verstehen, viele glücklich zu machen. Schlafe süß, geliebtes Kind. Du weißt noch nichts von Sorgen und Kummer; nie, nie sollst du sie kennen lernen!"

"Was hat nur Mama?" fragte Martina ihre Schwester, als sie in Julies Schlafzimmer am Fenster stand und noch einmal über den mondbeglänzten Garten blickte, ehe sie die Vorhänge zuzog. "Was sucht Mama wohl an? Sie war so feierlich, beinahe so wie vor meiner Konfirmation."

"Du ahnst nichts?" sagte Julie, die noch an ihrem Pulse saß und Eintragungen in die Wirtschaftsbücher machte.

"Bewahre!" lachte Martina. "Einen Heiratsantrag habe ich nicht erhalten. Mit dem liebe ich Mamas salbungsvolle Rede nach am ehesten erklären."

"Und wenn der Antrag doch entgegengenommen worden ist?"

"Julie!" rief Martina ungläubig. "Das müßte ich doch wohl wissen! — Die Pentanais sind ja verbotene Ware, Julie, denn wir haben leider kein Geld. . . . Und — und . . ."

Es leuchtete plötzlich in ihren Augen auf.

"Kann das sein?" fragte sie leise. "O, nicht einen Augenblick würde ich zögern, „ja“ zu sagen und ein jubelndes „Amen“ dazu."

Julie sah ihrer Schwester starr ins Gesicht.

"Du hättest so nicht gesprochen, wenn — nun, lassen wir deine Schwärmerei, mehr ist es Gott Lob nicht, aus dem Spiele. Höre denn: Mama hat dich zur Retterin der Familie bestimmt."

"Retterin? Was soll das heißen?"

Martina stieß die Fragen bestürzt hervor.

"Es ist eine sehr traurige Wahrheit, daß es mit uns bergab geht," sagte Julie mit tiefem Aufseufzen. "Wir sind verschuldet, Edwin muß noch erst erzogen werden. . . ."

"Woher weißt du . . .?" unterbrach Martina die Schwester erschrocken.

"Meine Eltern kennen mich als verständig — sie ließen wohl hin und wieder ein Wort gegen mich fallen. Ich tat dann allerdings auch die Augen auf. . . . Nun, der Ruin ist schon zu nahe, abwenden läßt er sich nicht. — Wenn du nicht hilfst, Martina!"

"Was kann ich tun?" meinte sie bitter. "Hat ein reicher Bürgerlicher, vielleicht der Holzhändler Blütenstein oder der Bankier Krahnick, die edle Absicht, eine Baroness von altem Adel heimzuführen? Wollen die Eltern mich verschachern? O, ich werde meine Freiheit zu wahren wissen! Warum bin gerade ich, die Jüngere, das Opferlamm?"

"Weil der Majoratsherr dich erwählt hat, Martina."

"Der Majoratsherr? Sterzenthal? Mich? Deshalb heute die Entrevue?"

Sie sah überrascht und doch mit schreckhaften Augen zu Julie hinüber.

"Du wirst," sagte sie tonlos, du mußt dich irren!"

Plötzlich warf sie sich der Schwester in die Arme und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

"Ich will lieben und geliebt werden," stammelte sie. "Ich will auch meine Jugend genießen! Was soll ich in dem düsteren Schlosse anfangen? Einem Sonderling Gesellschaft leisten, ihm die Grillen vertreiben? Julie, sage, daß du dir einen schlimmen Scherz mit mir gemacht hast!"

"Armes Kind! Faßt es dich so tief?"

Julie streichelte zärtlich der Schwester glühende Wangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schulstadt.

(Nachdem verdorben.)

In Amerika, beim Lande des Bürgerfinns, der Selbstverwaltung und der Verehrung des Kindes, ist ein neues pädagogisches Experiment mit Erfolg versucht worden, das sich wirklich dem Ideal einer amerikanischen Kindererziehung zu nähern scheint. Die Kinder eines Schulgebäudes werden nämlich nach derselben Methode organisiert, nach der die Verwaltung der amerikanischen Städte vor sich geht. In einer solchen „Schulstadt“ wählen die Kleinen mit direktem Wahlrecht sich einen Bürgermeister, einen Stadtrichter, Stadträte und eine Gesetzgebende Körperschaft, die sich aus Vertretern der verschiedenen Schulstufen zusammensetzt. Der Erfinder und Propagator dieses Systems, Willson L. Gill, hat bereits große Erfolge mit dieser neuen Form der Kindererziehung erzielt. In Philadelphia sind 33 Schulen nach diesem System organisiert, ebenso eine größere Anzahl von Volksschulen in New York, Boston, Syrakus und anderen Städten. Außerdem hat Gill während eines zweijährigen Aufenthaltes in Cuba sämtliche öffentlichen Schulen dieser Inseln nach diesem Selbstverwaltungsprinzip eingerichtet, die denbar günstigsten Erfolge erzielt und sich die Anerkennung aller Autoritäten errungen. Die Gesetze, die durch diese Kinderregierung festgelegt werden, müssen mit den in großen Grundzügen festgelegten Anforderungen des Direktors und der Lehrer übereinstimmen; aber im übrigen haben die Lehrer nur eine beratende Stimme oder die Wirksamkeit einer höheren Instanz, die nur eintreten darf, wenn sie von den Schülern angerufen wird.

Frank Parsons schildert im „Century Magazin“ die Umgestaltung einer Bostoner Mädchenschule in eine Schulstadt. 700 kleine Mädchen aus allen Klassen standen in dem großen Saal und erklärten durch begeisterte Rufe, das Recht der freien Verwaltung für die Grundlage ihrer Schulstadt und beschworen voller Feuer, Unordnung, Ungerechtigkeit, Aufsehnung und Ungezogenheit nicht mehr unter sich zu dulden. Mit großem Ernst und dem vollen Bewußtsein ihrer Pflichten schritten sie dann zur Wahl ihrer Beamten. Bürgermeister wurde ein niedliches, lustig lachendes Mädchen mit einem runden Gesicht, das 12½ Jahre alt war. Als man sie kurz nach ihrer Wahl fragte, welche Bedeutung sie wohl darin sähe, daß sie Bürgermeister der Handock-Schule sei, erklärte sie: „Das bedeutet, daß ich darauf halten muß, daß jedes Mädchen ordentlich, sauber und artig ist. Das bedeutet, daß alles in Ordnung und guter Sitte geschehen muß, jede Schülerin in ihrer Kleidung sauber und adrett ist und sie auch die Schulstuben und den Schulgarten in Ordnung halten.“ Als geäußert wurde, das sei eine schwere Aufgabe, der sie doch mit einigem Bangen entgegensehen müsse, da antwortete sie ruhig und sofort: „Nein, das ist ganz leicht, denn sie werden alle gute Bürger sein.“ Der danach erwähnte Richter, Mary Finn, sagte: „Ich werde alle Bürger ermahnen, daß sie sich gut auführen, und wenn sie das nicht tun, dann werde ich sie bestrafen. Es müssen sich alle anständig benehmen.“ Die ganze Disziplin der Schule ist in die Hände der Schülerinnen gegeben. Die Lehrerschaft steht nur so über ihnen, wie etwa die allgemeine Landesverfassung über dem Regiment einer Stadt steht. Ja, die Selbstverwaltung ist sogar in den Schulen noch ausgebehnter wie in den meisten Städten. Denn Parteien und Machenschaften gegen die eingesetzten Behörden werden nicht geduldet. Da gibt es keine Bestechung und Indolenz, die die Anordnungen zunichte macht. Der zwölfjährige Bürgermeister und der zehnjährige Richter, sie regieren nach den idealen Gesetzen, die dem amerikanischen Kinde von früh auf eingeprägt sind. Alles Gute und Edle in ihrem Herzen entfaltet sich und blüht auf, da sie schon so früh ihre Gesinnungen betätigen können.

Die Resultate, die man mit diesen Schulstädten erzielt, sind in jeder Beziehung glänzende. Ordnung und Verneiner sind außerordentlich gesteigert worden; die Achtung vor dem Gesetze entwickelt sich in den jungen Seelen ebenso wie der Sinn für Gerechtigkeit und Gehorsam. Ungezogenheiten werden jetzt nicht mehr als die gegen eine fremde Macht verübt

Streiche aufgefaßt, denen man Mut und Geschicklichkeit nachrühmt, sondern als ein Verbrechen gegen die Allgemeinheit, als eine Beleidigung der Mitschüler selbst. Die erste Schule, in der das System eingeführt wurde, ist dadurch in kurzer Zeit völlig umgewandelt worden. Es war eine ungeordnete Gemeindegemeinschaft, in der über 1000 Schüler aus einer New Yorker Vorstadt unterrichtet wurden. Die Zustände waren so arg, daß auf den Schulhofe eine Polizeiwache errichtet werden mußte um bei den fortwährenden Unregelmäßigkeiten sofort eingreifen zu können. Innerhalb einer Woche hatte sich das Bild völlig verändert. Es wurde von den Schülern selbst auf gute Zucht gesehen, und die Lehrer waren aller Besorgnis um die verrotteten Verhältnisse enthoben. Die Macht, die den jungen Beamten gewährt wird, stärkt ihr Verantwortlichkeitsgefühl außerordentlich. So wurde in der ersten Klasse einer Volksschule von Philadelphia einer der schlimmsten, schmutzigsten und faulsten Burschen zum Vertreter der Klasse in den Rat der Schule erwählt. Der Lehrer erklärte das ganze System für verfehlt, wenn ein solcher „kleiner Schurke“ gewählt würde. Aber nach sechs Wochen mußte er selbst ihm erklären: „Tommy, ich kann mich gar nicht genug wundern, wie artig du geworden bist. Du hast keinmal die Schule geschwänzt und lernst dein Pensum ordentlich. Du bist so sauber wie ein kleiner Gentleman und hast dich vom Letzten bis auf die erste Bank hinaufgearbeitet.“ Der kleine Bursche sah auf und sagte: „Ich tue nur, was man von einem Vertreter im Schulrat erwarten muß.“ In einer anderen Schule war ein schmutziges, träges und ungezogenes Mädchen vom Schulbürgermeister zum Polizisten gemacht worden. Die Lehrerin erklärte darauf: „Die Veränderung, die mit dem Mädchen vorgegangen ist, ist wunderbar; sie ist sauber, fleißig und kommt jetzt pünktlich zur Schule.“ Ein schmutziger Junge wird zum Sanitätsbeamten gemacht, dessen Pflicht es ist, zu sehen, ob Gesicht und Hände der Bürger sauber sind. Das erste, was er nach der Ernennung tat, war, daß er zur Plümpe ging und sein Gesicht und seine Hände in der gründlichsten Weise abzuscheuern begann. Häufig nehmen die Kinder die Wahlen mit der Begründung vor, daß man einen nichtsnutzigen Schüler am besten dadurch auf den rechten Weg bringen könne. So ist die „Schulstadt“ ein Segen für die amerikanische Jugend-erziehung.



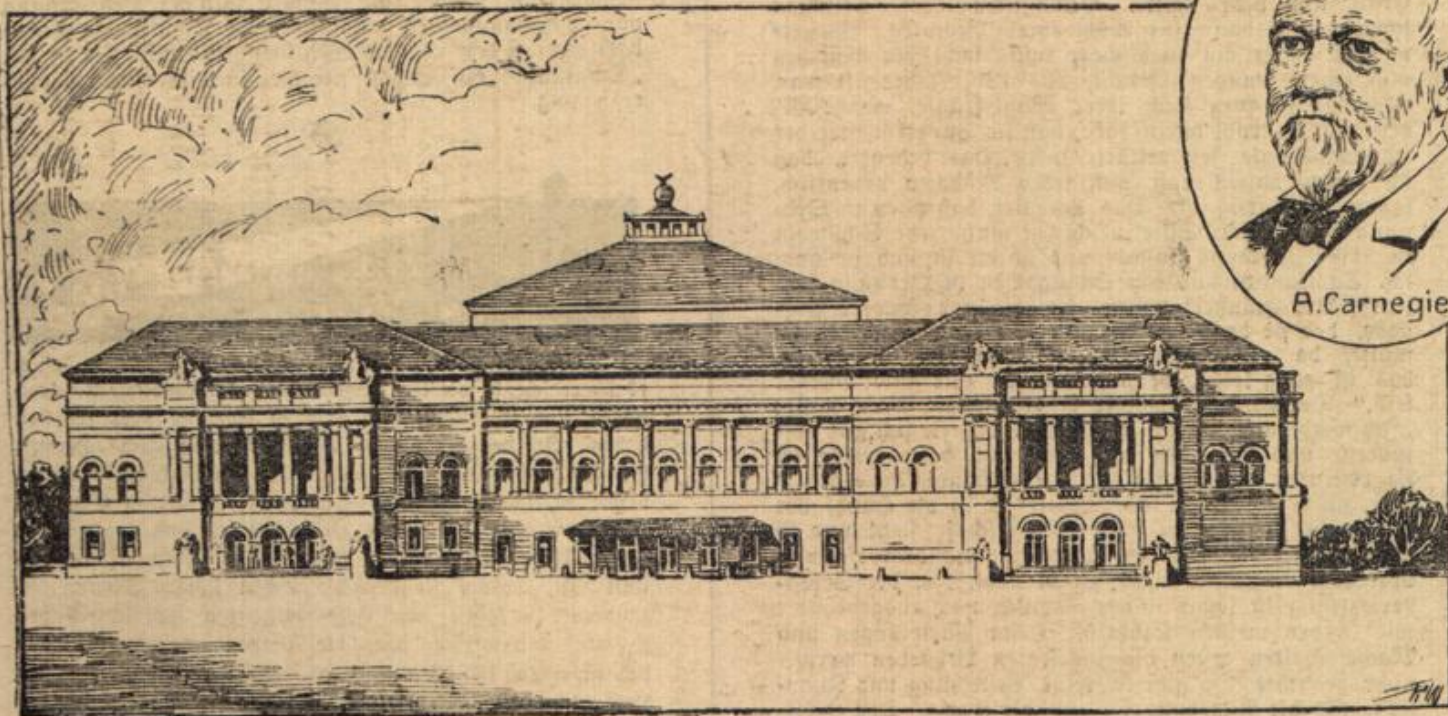
Überglauen in England. In unserer aufgeklärten Zeit ist es überraschend, wie tief eingewurzelt abergläubische Anschauungen und Gebräuche sich auch in England noch erhalten haben. In der Nähe von Culmstock leben noch „Hexen“, die für Geld jeden Augenblick ihre Zauberkunst ausüben. Einen bezeichnenden Fall berichtet die „Tiverton Gazette“: „Ein junges Mädchen, das einen bitteren Haß gegen einen Herrn ihrer Bekanntschaft hegte, teilte ihren Eltern den Fall mit, worauf sie beschlossen, den jungen Mann „Hexen“ zu lassen. Die Hexe wollte ihn auch schrecklichen Foltern unterwerfen, aber die Verhandlungen zerfielen sich in einem kritischen Moment, weil die Bedingungen die Hexe nicht befriedigten. Andere Hexen in Culmstock hängen Schachherzen, die mit Nadeln bestickt sind, in den Rauchfang, und wenn die Herzen trocken sind und die Nadeln herausspringen, können die Hexen damit jedem Unglück bringen. Zu demselben Zweck werden auch Kröten gesammelt.“ In Devonshire glauben noch Tausende an gute und böse Feen, an Geisterhunde, deren gräßliches Gebell man in dunklen Nächten hören kann, an Geistern in Leichentüchern, die in der Geisterstube umhergehen, und an Amulette, die Gefahr und Unglück abhalten, Nebenbuhler vernichten und die Herzen auch der Widerstrebendsten gewinnen. In Devonshire herrscht der Aberglaube, daß eine Person, die beim Tode eines Verwandten die Leiche nicht berührt, ihr ganzes Leben lang von dem

Leiste des Verstorbenen heimgeführt wird. Vor einigen Monaten versicherte eine Mutter in Soarborough dem Leichenbeschauer ganz ernsthaft, daß der Tod ihres Kindes durch den bösen Blick eines früheren Nachbarn verursacht worden sei; und in Bottissham bei Cambridge mußte ein Holzhändler seinen Aberglauben mit Gefängnis büßen. In dem Glauben, daß seine Pferde von einem Feinde befehrt worden seien, hatte er ihnen einen Trank gegeben, der aus Nägeln, Nadeln und Teilen eines Hufeisens bestand. In einigen Teilen Englands essen Mädchen, die schön werden wollen, Richte und Stärke in großen Mengen, und vor nicht langer Zeit starb ein Mädchen im Krankenhaus zu Worcester infolge dieser schlecht gewählten Kost. In einigen Teilen Sünglands bratet man bei Tollwut ein Stück Fleisch des tollen Hundes und läßt den von dem Hunde Gebissenen dieses Fleisch essen; in einigen Teilen Schottlands wird bei einem Fall von Tollwut einem lebenden Fuchs die Zunge ausgerissen. Eine Frau in Yorkshire glaubte fest daran, daß ihr an Keuchhusten leidendes Kind nur geheilt werden könne, wenn sie es aus Wasser nähme, und ein Fabrikarbeiter in Lancashire kurierte seine podenkrante Frau mit Feldmäusen. Selbst in London kommen Fälle von Aberglauben vor, wie folgendes Beispiel zeigt: „Seit vielen Jahren pilgern Hunderte nach einer Pumpe in dem Londoner Bezirk Abgate und füllen dort Flaschen mit Wasser, das zu medizinischen Zwecken gebraucht wird, und doch ist es eine auch vor kurzem gerichtlich festgestellte Tatsache, daß diese Pumpe, deren Wasser Zauberkrast haben soll, ihr Wasser direkt aus einem Hauptwasserrohr entnimmt . . .“

So sind die Frauen. „Merkwürdige Geschöpfe sind die Frauen,“ sagte ein junger Bekannter von uns, der seit kurzem auf einem Telegraphenamt angestellt ist. „Kommt da vor einigen Tagen eine hübsche junge Dame auf unser Bureau und verlangt ein Depeschenformular. Sie trug einen ziemlich dichten Schleier, aber ich konnte doch sehen, daß sie rotgeweinte Augen hatte. Mit einer Miene, in der ich ihr unauffällig meine Sympathie ausdrückte, reichte ich ihr das Blatt, und sie schrieb: „Will niemals wieder von dir hören; Elisabeth.“ Nachdem sie den Betrag für das Telegramm bezahlt hatte, fragte sie mit bebender Stimme: „Wann wird es abgehen?“ „In einer halben Stunde,“ erwiderte ich, „der Trakt ist augenblicklich sehr befehrt.“ Sie ging, aber nach kaum zehn Minuten war sie wieder am Schalter. „Ist mein Telegramm schon fort?“ „Nein, meine Dame,“ versetzte ich, „es ist ja noch keine halbe Stunde herum.“ — „O, dann geben Sie mir's doch, bitte, noch einmal, ich möchte etwas ändern.“ Ich erfüllte ihren Wunsch, trotzdem es eigentlich gegen die Vorschrift ist, und sie schrieb nun: „Niemand erwartet deine Rückkehr; Elisabeth.“ Wieder ging sie fort, aber diesmal dauerte es keine fünf Minuten, da war sie wieder da. „Ist mein Telegramm fort? Nein, hoffentlich nicht!“ rief sie in bebendem Ton. „Noch ist es hier, meine Dame, es sollte eben expediert werden.“ — „O, geben Sie es mir zurück, bitte, und ein neues Formular!“ Ich tat ihr nochmals den Willen. Da zerriß das merkwürdige Geschöpf die Depesche und schrieb: „Liebster, komm zurück, alles vergeben; Deine Lissie.“

*

Die Carnegie-Festlichkeiten.



Das Carnegie Institut in Pittsburg.

Am 11. April findet zu Pittsburg, dem Zentrum der Eisenindustrie Nordamerikas, in Gegenwart einer Versammlung von berühmten Persönlichkeiten die feierliche Einweihung des von Andrew Carnegie mit einem Kostenaufwande von 25 Millionen Mark errichteten Institutes statt. Die Reihe der großartigen Stiftungen des kühnen Schotten für philanthropische Zwecke, zur Förderung von Kunst und Wissenschaft, die bereits den Wert von 200 Millionen Dollars übersteigen sollen, ist damit um eine neue vermehrt worden. Andrew Carnegie ist am 25. November

1837 zu Dunfermline, einer der ältesten, geschichtlich merkwürdigsten Städte Schottlands, als Sohn eines armen Webers geboren. Im Jahre 1899 trat Carnegie, auf der Höhe seiner kommerziellen und finanziellen Erfolge, in den Ruhestand, wenn man so sagen darf, d. h. er zog sich von der aktiven Beteiligung an der Leitung der nach ihm genannten Gesellschaften zurück, um nur noch seinen philanthropischen Neigungen, seinen Studien und seiner Familie zu leben. An den Festlichkeiten nimmt im Auftrage unseres Kaisers auch der frühere preussische Handelsminister v. Möller teil.